Doch sieh, dachte dort drüben nicht schon der dicke Fellhändler mit seiner Brautjünfte, um das Liedchen zu holen? „Hol' Dich die Flut, Du Hundepfote! He! Du Dämon der Westberge, schläfst Du? Wo bleiben deine lustigen Jüngferlein, die rauschenden Wasser der Berge? Ai? Was ist das? Die weiße Fahne zeigt sich im fernen Brodelloch. Wansui! Sie kommen, die tanzenden Elen. Spielt auf, Ihr Braut-Musikanten, spielt dem Dicken den Hochzeitsreigen im Flußbett! Die Töchter des Berggeistes wollen sich mit ihm vermählen! Und Du, Du Großmutter unter den Glocken, sei fein stille, bleibe stumm zum ersten Mal seit dreihundert Jahren, und sinne den Kindern der Berge ihr neckisches Spiel mit dem Händler, dem prallen Schlauch! — — Huhu! Mich fröstelt. — Wer rief d aso laut ‚Mörder'? Vergib, a dreigesichtige Kuanyin, barmherzige Mutter des All! Wo ist der Klöppel? Deine Glocke soll sprechen."

Bang, bang, bang-bang! Bang, bang, bang-bang! schallte es hohl und schauerlich über Tal und Strombett. Der „Dingma", der Vorreiter an der Spitze des Hochzeitszuges, riß mit wildem Schreckensschrei seinen mageren Klepper herum, die Musiker warfen ihre Instrumente in den Sand, und die Sänften schwankten zurück zum rettenden Ufer. Wenige Minuten später brausten die Wogen zu Tal, um ihre Opfer betrogen. Wangfing fiel nieder und weinte. —

Stunden vergingen, und im Kloster blieb es still. Der Mond borgte sich Licht von der sinkenden Sonne, und die Grillen verstärkten das Zikadenorchester. Im Flußbett quakten die Frösche. Doch horch, was kam da den Berghang herauf mit Schalmeien, Pauken und Flöten? Bald näherten sich schlürfende Schritte. Voraus schritt schwitzend und prustend der Hochzeiter, der ehrwürdige Hung. Wangfing erhob sich vor dem Altar der mildherzigen Göttin und schritt in den Vorhof hinaus. Da stand die Geliebte im bräutlichen Schmuck und daneben der Händler im einfachen Kleid — den Hochzeitsstaat hielt er verborgen. „Wangfind, drei Frauen besitze ich und viel Geld und Gut, doch fehlt mir die Stütze des Alters, ein treuherziger Sohn. So nenn' Du mich ‚Vater' hinfort und freie das Mädchen, das längst Dir gewogen ist." — „So sei es, und Kuanyin möge uns segnen."

Christliche Seefahrt

Skizze von Max Dreyer.

Die Kinder der Wittower Bucht teilte die seit mehr als einem Menschenalter dort waltende weise Frau, Mutter Kaßboom, in Nebelkinder und Sonnenkinder ein, wofür ein mystischer, höchsteigener Kalender ihr die Erklärung gab. Solche Nebelkinder wurden nie so recht ihres Daseins froh, die meisten nahmen die Schwermut mit ins Grab, nur Begnadeten was es vergönnt, sich durch ein großes erleuchtendes Erlebnis, durch ein Damaskus aus dem trübenden und lastenden Dunst zu lösen.

Auch einer von ihnen: der junge Steuermann Heine Bobsien. Aus dem stillen, scheuen und versunkenen Jungen war ein langer, hartknochiger und dickschädliger Seemann geworden, der gegen die Tücken und Nücken dieser krausen Welt nur eine Waffe führte, sein wachsendes Mißtrauen. Seine Mutter, die auf der Seite des Lichts und der Zuversicht wohnte — "ohn' Festhalten keine Habe", sagte sie, und „nur mit Glauben zwingst Du das Leben" — betrachtete Argwohn als die schlechteste Waffe von der Welt, die den Träger selbst mehr schlägt, als sie ihn schützt.

Es fiel ihr ein Stein vom Herzen, als Fine Brodersen, die fröhliche Lotsentochter mit dem Glanz von Weißgold im Haar, Gefallen an ihrem Jungen fand. Die hatte eine leichtblütige Kopenhagenerin zur Mutter. Als Steuermann war Vater Brodersen mit ihr in der Frauenkirche von Kopenhagen getraut worden, dem jungen Paar hatte der Thorwaldsensche Christus den Segen gespendet. Kleine Holzbilder von ihm waren bei Brodersens gute Hausgeister.

Heine Bobsien kam als Steuermann auf den Stettiner Gaffelschoner „Herr Senator", der Weizen nach Oslo und von dort Heringe zurück bringen sollte. Als Matrose hatte sich auf demselben Schiff Otten Riemer verheuert, der ein paar Jahrgänge jünger war. Von dem konnte man nun nicht behaupten, daß er an Schwermut litt. Der grübelte nicht am Leben herum; der liebte es, wie es war.

Am Sonntag morgen sollten die beiden an Bord gehen. Im Dorfkrug gab es Tanz. Der Wirt, Karl Bollhagen, hatte ein großes Grammophon für den Saalbetrieb — o, in Wittow war man auf der Höhe —, und die neuesten Schlagerplatten besaß er auch.

Die Abendluft beschlich mein Haus
Und Nachtwind wiegt sich in den Bäumen,
Ein leiser Duft von Märchenträumen
Wagt aus dem Dunkel sich heraus.

Im Tal jagt fern ein Zug ins Land,
Ein Pfiff schrillt auf — ein Gruß vom Leben —
Auch er verklingt in weichem Beben
Und Friede hält mein Haus umspannt.

Clara Schelper.

Heine Bobsien tanzte nicht, wohl aber Otten. Und die gertenschlanke Fine liebte den Tanz wie er. Den Tango brachte er ihr bei. Sie hatte gleich die Schritte erfaßt. Widerwillig hörte Heine auf die schmalzgeölten Rhythmen über die der Mann im Grammophon dann noch seinen leichtfertigen Text hinschmierte: „Wenn Du einmal Dein Herz verschenkst, dann schenke es mir — und wenn Du mal ans Küssen denkst, dann komm zu mir!" „Wenn Du mal ans Küssen denkst" — war das nicht zum Dreinschlagen? Aber Fines blanke Zähne lachten, und der blonde Kamm auf Ottens hübschem Kopf hob sich siegesgewiß.

Heine ließ sich schwer von der Mutter dazu bewegen, am andern Morgen bei Brodersens Lebewohl zu sagen. Fine war heute nicht die leichthin Schwebende. Ein tiefer Schein stand in ihren hellen Augen. Zum Abschied gab sie ihm eins von den kleinen hölzernen Christusbildern. „Das sollst Du in Deiner Koje bei Dir behalten."

Da wollte ihn etwas überwältigen. Aber nun ging er dagegen an. Gestern diese leichtfertige Tanzerei — „und wenn Du mal ans Küssen denkst" — und heute Christus. Ja, das kann euch so passen. Christus, was ist er dir, was ist er euch, was ist er der ganzen Welt im Grunde anders als der sehr bequeme Verzeiher und Erlöser von aller Sündenschuld!

Heine stieß hervor: „Was soll ich damit!" Sie schrak zurück und starrte in seine Augen. —

Der „Herr Senator" hatte bei stetigem Ost — es war sonnige Septembergzeit — an Rügen vorbei, durch den Sund und durchs Kattegatt eine glatte Fahrt. Der alte Kapitän und Schiffseigentümer, Johann Bartels aus Travemünde, leidenschaftlicher Schachspieler, hatte vollauf Zeit, mit seinem Steuermann am Brett zu sitzen.

Aufs Vorderschiff kam Heine so gut wie nie. So geschah es, daß er das, was mit eisiger Hand ihm das Herz zerdrückte, erst mitten auf der Fahrt zu Gesicht bekam.

An dem Fockmast, etwas über Mannshöhe, war ein kleines Holzbild des Thorwaldsenschen Christus angebracht.

Was Bobsien den Bootsmann noch zu fragen hatte, er wußte es selber nicht. „Das hat Otten Riemer da angepinnt", vernahm er. In seinen Augen starb etwas, sie wurden glasig und leer. Beim Schach war er so in sich versammelt und verkrampft — das erste Mal, daß er den Alten matt setzte.

Und die Rückfahrt nun. Bei hartem Süd-Südwest gab es schwere Arbeit, dann ging der Wind nördlicher, und jetzt kamen sie in fliegenden Sturm. Der graue, fuchelhaarige Alte, schrägbeinig, mit den kugeligen Augen, die überall waren, zäh und wendig und immer obenauf wie ein Seehund — jetzt war er an seinem Platze. Neben ihm auf der Brücke, alle angespeilt, der Steuermann und der Mann am Ruder.

Sie waren im Kattegatt, dem tückischsten, mörderischsten aller nördlichen Gewässer. Der Alte hatte die Karte im Kopf, er war wohl bekannt mit all den Bänken und vermaledeiten Sanden.

Wie wahnsinnig war die See geworden. Deck und Back lagen unter brüllendem Gischt. Längst fuhr man mit Sturmsegel. Die Mannschaft stand auf dem Achterdeck, an die Reling geklammert. Oft bis über die Knie wühlte ihnen der wild strömende Sug.

Da sieht der Alte zu seinem Schreck, daß sein Schiff nicht Kurs hält. Das Focksegel drückt sie ab, leewärts aber liegt eine Untiefe, da ist der Untergang. Die Schoten müssen losgeschnissen werden, auf der Stelle.

„Das Focksegel los!" brüllt der Alte durch den Sturm zu der Mannschaft. Aber das ist über Menschenmöglichkeit. Hier hat kein Befehl mehr Kraft. Hier gilt nur noch das „Freiwillige vor!" — „Wer will?" brüllt er nach.

Keiner von der Mannschaft. Da klettert Heine Bobsien, der Steuermann, die Treppe hinunter. Fliegt an die Reling — duckt sich unter die See, die überkommt — tastet sich, wühlt sich, drängt sich, würgt sich durch die brausenden Wasser bis ans Vorderhaus. —

Aber schon ist ein Kamerad auf seinen Fersen — Otten Riemer. Gemeinsam schmeißen sie die Schoten los — das graue Segel fliegt und rattert in die Lüfte. —

Und wieder stürzt eine wilde See über sie her. —

Heine kann sich halten. Otten kommt von den Füßen — eine neue Sturzsee spült ihn über die Reeling.

Heine — warum ist er nicht zu ihm gesprungen? Warum nicht? Gerade zu ihm! Aber hatte er nicht genug mit sich selber zu tun? Ebenso gut hätte es ihn treffen können — nun hat es den andern genommen. Wie ein Blitz zickzackt es ihm betäubend durchs Hirn.

Dann der erste Gedanke: ihm nachwerfen, woran er sich halten kann. Von den Rettungsringen am Vorderhaus schwimmt einer halb losgelöst in der Trift. Heine schleudert ihn in die Wogen. Ihm ist es, als sähe er dort den Kopf — und jetzt am Fockmast ein Klappern — das kleine Christusbild — es flattert und fliegt, als wolle es dem Verlorenen nach. Hein reißt es los — verwirrt, verstört, verzückt, weiß kaum, was er tut — hilf Du, wenn Du willst und kannst! —, und wirft es ins Meer. —

Und dann ist helle, harte Klarheit in ihm. Mit wilder Kraft drängt er zurück zum Achterdeck. „Seilt mich an!" befiehlt er den Leuten. Sie gehorchen, benommen, willenlos. Er springt in die Wellen. Da vor ihm der andere. Der Rettungsring treibt abseits. Das kleine Bild hat er in der Hand. Und bleibt mit ihm oben. Heine ist bei ihm. Nimmt seine andere Hand. Zieht ihn mit sich. Die Leute setzen alles ein, was sie können, die Beiden nach oben zu fieren. Und sie fieren sie auf.

Heine liegt in abgrundtiefem Schlaf, dicht an des Todes Grenze. Da ist ihm Verklärung beschieden. Der Heiland steht vor ihm, leuchtend, mit segnenden Händen.

Am andern Morgen ist Sonnenhelle. Sie bringen das Bild des Herrn am Fockmast wieder an. Der Alte spricht, verschämt, unwillig scheu, mit seiner sturmrissigen krächzenden Stimme die Worte: „Dem Helfer aus Seenot Lob und Dank." Das ist der Gottesdienst an Bord des Gaffelschoners „Herr Senator", der um Haaresbreite dem Untergang entging.

Als Heine nach Hause kommt, sieht die Mutter das neue Licht in seinem Auge. Wortlos glückselig streicht sie ihm übers Haar, ihrem Fleisch und Blut, das zu ihrem Wesen sich erschlossen hat.

Und Fine sieht das Licht. Aufschluchzend, auffauchzend schlägt sie die ranken, festen Arme um ihn, den sie liebt.

Trübe Aussicht.

De Coster, der flämische Dichter, erzählte gern die Geschichte eines niederländischen Bauern, der Weib und Kind verließ, in Amerika sich neues Glück zu suchen.

Aus Antwerpen schrieb er noch einmal seiner Gattin: „. . . . ich gehe gleich an Bord, das Schiff hat fünfhundert Tonnen."

Die Gattin kannte ihren trinkfreudigen Mann: „Wenn die Reise lange dauert, wird er kaum damit auskommen."

Theorien.

Doktor Gall, der berühmte Erfinder der Phrenologie — jener Kunst, aus Beulen und Vertiefungen am Schädel eines Menschen alle seine Charaktereigenschaften zu erkennen —, hatte Gelegenheit, an den Insassen einer Pariser Irrenanstalt Studien zu machen.

Immer besser stimmte seine Theorie mit der Wirklichkeit überein, bis er plötzlich vor dem einen Kranken überrascht innehielt. Hier schien nun seine Theorie nicht mehr zu stimmen: erstaunt konstatierte er an dem Kopf alle Zeichen eines normalen Menschen, eines Menschen sogar von hoher Intelligenz, durchdringender Geistesschärfe und starken Erwerbssinn.

„Wie kommen Sie denn hierher?" fragte der Gelehrte den glücklichen Besitzer des sympathischen Schädels. „Sie scheinen doch ganz gesund? Ihr Schädel ist durchaus in Ordnung!"

„Kein Wunder", war die schnelle Antwort, „Sie müssen nämlich wissen: in der Revolution hat man mir meinen richtigen Kopf abgeschlagen, und seitdem trage ich einen anderen."

So stand Theorie gegen Theorie.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Santz, Altena.

DER ERZÄHLER
Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung
Nr. 41 Samstag, 12. Oktober 1929

„Jagd vorbei —!"

Skizze von Paul Burg.

Im Tempo rasenden Trotzes fuhr sie auf der Eibchaussee. Was kann das Leben mir denn noch bieten als Aerger und Gram? Wenn in allem Kummer wenigstens noch ein erhebendes Nacherlebnis wartete! Die Fäuste fest ans Steuer und hinein in den blinkenden Strom, der so nahe am Wege still und ewiggleich dahinzieht —

Die Albrechtsburg mit ihren spitzen Türmen war vorüber geflogen. Hinter dem Wagen donnerte und tobte — sie sah es im blinkenden Rückspiegel ihres Suchscheinwerfers — ein Motorrad mit ratterndem Beiwagen und wollte überholen.

Warte nur hübsch, stürmischer Jüngling! Das Leben ist kurz. Du kannst noch früh genug den Hals brechen und deine Eltern viele bittere Tränen kosten. — In einem kurvenreichen Dorf hielt sie an.

„Was fällt Ihnen ein, mich nicht vorbei zu lassen?" schalt der Fahrer, ebenfalls hart abstoppend.

Da wandte sie ihm ihr Gesicht zu.

„Verzeihung! Ich wußte nicht . . eine Dame . . Verzeihen!" stammelte Verlegenheit und junges Erröten unter der Sturzkappe.

„Ich fuhr über 80 Kilometer, und das sollte auch ihrem Ungestüm genug sein!" Sie drohte lächelnd mit dem Finger.

„Fabelhaft für eine Damenhand! Uebrigens . . Neu—haus!" stellte er sich mit immer noch leicht verlegenem Stottern vor.

Dies Gesicht kenn' ich doch! Die dunklen, sprechenden Augen! Ihr Blick flog prüfend über seine Schlankheit zu dem schmucken Motorrad hin, sportgeübt nach Klubmarke und Rennzeichen suchend — sah eine fürstliche Krone über feinverschlungenem Namenszuge.

„Durchlaucht sollten wirklich nicht so rasen!"

„Gnädige . . kennen — —?"

„Ihre Frau Mutter würde wohl nie wieder froh, wenn Sie die hohe Frau auch nur durch den Schrecken betrübten, es sei Ihnen was geschehen. — Gut Sport, Durchlaucht!"

Sie startete schnell und schnurrte von dannen. Der Prinz von achtzehn Jahren stand baff. Diese schöne Frau . . sie fährt wie der Deibel — ich hätte sie beinahe noch angeschnauzt, weil ich einen dummen Chauffeur an ihrem Steuer vermutete. — —

— — Auf den Tag eine Woche später ritten sie beide im herbstlichen Morgen zur Fuchsjagd an und bestaunten die unvermutete Wiederbegegnung. Ihr hatte das kleine Erlebnis neulich heitere Laune gebracht — ihm strahlte die Freude aus den blanken Augen.

„Ich habe immer an Sie gedacht; Sie erinnern mich so sehr an Mama," gestand das beglückte Prinzlein offen.

„Wie liebe ich Ihre Mutter, mein Prinz!"

„Wer sind Sie?"

„Ich bin eine einsame Frau . . Kohlengruben und chemische Fabriken hier herum gehören mir. Nennen Sie mich Marion."

Der Master blies. Die Jagd begann. Sie hielten sich beide Sattel an Sattel und jagten durch Wald und Aue dahin. Eine doppelte Hürde zwischen alten Pappeln und knorrigen Weiden. Ihr Schimmel nahm die erste wie nichts, bockte dann urplötzlich und stellte quer. Ging am Stamm des nächsten Baumes vorn hoch, vor dem Schlagschatten der hohlen Weide scheuend. Der Zügel verfing sich im Weidengeäst und blieb hängen. Wild schlug der Gaul mit den Hufen, und die Reiterin schwankte auf dem Sattelbock. Abspringen? Es kostet vielleicht das Genick. Schon warf das verstörte Tier sich herum — zur Erde.

Eine feste Männerhand riß im letzten Augenblick die Zügel aus den knackenden Pappelzweigen und zerrte den Schimmel auf die Füße, während das ganze Feld der Jägerei weitausgezogen an ihnen vorüber brauste.

Fern blies die Jagdmusik: Ein Jäger aus Kurpfalz . . .

Auf dampfendem Fuchs im roten Rock der Prinz von achtzehn Jahren und Marion, ihren Schimmel beruhigend, sie ritten Schritt und Bug an Bug in den tiefen Wald.

Jetzt haben Sie mir das Leben gerettet, liebe Durchlaucht," sprach die Frau im Sattel, hielt näher heran, ganz nahe — verhielt.

Bot seinen jungen Lippen den Reiterdank — einen innigen Kuß.

Fern aus dem Walde hallte das Horn: Halali! Gejagt und gestellt ist das Wild!

Jagd vorbei! — —

— — Die Woche darauf unterwegs nach den oberschlesischen Gruben. Marion steuerte ins Abenddämmern, müde vom Fahren durch den langen Tag und das weite Land, nach Rast und Wärme begierig. Hier draußen wohnt das Prinzlein irgendwo — lieber Kamerad von achtzehn Jahren, Abbild deiner klugen, guten Mutter, die so unvergleichlich zu plaudern versteht. Wie das Kerlchen neulich über den Kuß erschrocken war! Liebe Jugend, du hast das ganze Leben, Glück und Leid noch vor dir liegen. Unsereiner ist einsam und arm in seinem Reichtum . . .

Jagdhörner schrecken die Sinnende auf. Kirchenglocken klangen klagend in das späte, stolze Halali! Jagd vorbei! Gestellt ist das Wild! Halali! — Und gelbe Schwaden von flackernden Kartoffelfeuern zogen mit süßlich beizendem Rauch schwer übers blache Feld. Ein Schloßturm winkte aus kahlem Park, Halbmast die bunte Flagge am Stock.

Alles ist wie Herbst und Tod.

Sie erschauerte leicht, stieß ins Gas und fuhr schneller dahin.

Viele vornehme Wagen überholten sie mit grellen Scheinwerfern und Hupengequarr. Sie hielt nun auch dichtauf, neugierig halb und halb aus Sehnsucht nach Menschen und Stimmen.

In der nächsten Stadt rasteten einige Wagen, Kronen am Schlag und Trauergäste im Fond.

„Guter Freund, wer ist gestorben?" fragte sie einen betreßten Chauffeur.

„Den Prinzen Neuhaus haben wir begraben. Er ist am Sonntag mit so einem verteufelten Motorrad gestürzt, beim Ueberholen. Dem Bauernwagen gingen auch noch die Pferde durch. Und der Prinz kam unter sein Fahrzeug zu liegen. Ich bin ein alter Feldsoldat und hartgewöhnt — aber der Schmerz dieser Mutter könnte einen weinen machen."

Marion wendete und raste zurück ins nächtliche Land, wo auf stillem Dorfkirchhof ein blumenhoher Hügel sich über einem frischen Grabe wölbt, über dem toten Prinzen von achtzehn Jahren.

Wo im Abenddämmern das Hifthorn hallte: Halali! Gejagt und gestellt vom Schicksal — ums Leben betrogen!

Jagd vorbei —!

Der violette Keller

Skizze von Alfred Kühnemann.

Harlem in einer heißen Julinacht. Newyorker Neger lungern lautlos auf den Straßen herum. Eine gespannte Atmosphäre liegt über dem ganzen Viertel.

Vorsichtig schlendere ich in die fünfte Avenue ein. An drei Ecken stehen stumme Gestalten, die auf etwas zu warten scheinen, ich besetze planlos die vierte. Die Avenue ist leer. Nur Autos rasen rücksichtslos über das Pflaster.

„Was wollen Sie hier?" fragt jemand mit harter Stimme.

„Nichts."

„Machen Sie keinen Ulk!" Ein Negerpolizist steht vor mir. „Wohnen Sie in Harlem?"

„Nein", bemerke ich ebenso trocken wie vorhin.

„Zum Teufel mit Ihnen!" braust der Schwarze gereizt auf. „Packen Sie sich wegmen sind auf mich gerichtet. Ich weiß nicht von hier. Aber hüten Sie sich, anderswo auf Alkoholautos zu warten!"

Verdutzt gehe ich weiter. Ein peinlicher Zufall. Die Avenue ist von Polizisten besetzt, die anscheinend einen nächtlichen Alkoholtransport abfangen wollen und mich für einen Bootlegger-Gehilfen gehalten haben.

Oh, diese höllenheiße Newyorker Luft! Man könnte den Ozean austrinken! Die Restaurants sind geschlossen, aber an vielen Privathäusern glimmen farbig erleuchtete Fenster auf, aus denen gedämpfte Musik in die Nacht quillt. Mattes, violettes Licht dringt geheimnisvoll verlangend aus einem Keller. Hat man mir nicht soeben gewinkt? Behutsam taste ich ein paar Stufen hinab. Ein häßlicher Vorraum mit einer Tür im Hintergrund, durch deren Guckloch ich beobachtet werde.

„Laß ihn eintreten, Milly", höre ich jemand sagen. Die Angeredete lacht hell auf, und sogabar schön flutet violettes Licht über eine im Türrahmen erscheinende Mädchengestalt; ihr Kleid ist an der Schulter leicht aufgerissen, ich sehe eine dunkelbronzene Haut von seltener Reinheit, die sie schamhaft zu verbergen sucht.

„Setzen Sie sich ein bißchen!" sagt Milly im Tone einer vollendeten Dame. „Hier ist es kühler als auf der Straße."

Ein eleganter Barraum eröffnet sich, an Wänden und auf Tischen violette Lampen, violette Samtmöbel um eine Tanzfläche herum, violett sind auch die Gesichter der Anwesenden, alles ist in dasselbe giftig-süßliche Licht von Verwesung getaucht. Einer der vielen nassen Flüsterplätze Newyorks.

Ich plaudere mit Milly und trinke da Soda mit Whisky. Sie sei eine Halbnegerin, ihr Vater ein Italiener Bellami.

Fragen und Antworten gehen lustig hin und her wie die Whiskygläser auf meinem Tische, und langsam wechselt die Szene. Die Bronzene vor mir wird zu einer Zauberin, die Getränke aus afrikanischen Kräutern bereitet. Wilde Jazzrhythmen winden sich wie exotische Schlingpflanzen durch den Raum, eine unerträgliche Tropenhitze legt sich lähmend um meine Knochen, die sich aus ihren Gelenken lösen. Rings um mich trinken Neger und Negerinnen aus schmalen Flaschen, die sie in der Luft herum schwenken und schnell wieder verstecken. Die ganze Bande tobt wie ein wild gewordenes Negerdorf. Ein riesiger Afrikaner schlägt krachend auf den Tisch. „Well, die Sache ging gut, den haben wir trocken gestellt!" Was die Kerls damit meinen, frage ich Milly mißtrauisch und will gehen. Sanft zieht sie mich zurück und plaudert ein Geheimnis aus.

Ein Alkoholtransport sei durch einen neuen Trick vor einigen Stunden in Harlem angekommen. Man habe in Autos elegant gekleidete Personen gesetzt, deren ganzer Körper aus einem zusammenhängenden Blechgefäß bestand, das bis zum Kopfe mit Alkohol aufgefüllt war. Also darum jene rätselhafte Spannung auf den Straßen. Ich bin in das Viertel einer schwarzen Schmugglerbande geraten.

Raus aus dem Keller! Aber warum kann ich meine Beine nicht finden? Sie tanzen einige Meter vor mir, während ich gehen will. Ein ganz dummer Anblick. Milly hält meine Hand mit einem traurigen Blick fest und spricht vom Nimmerwiedersehen mit weißen Männern. Schwankender Entschluß läßt mich einen Augenblick zögern.

Da bricht ein fanatisch sinnlicher Tanz los. Das Parkett wird ein Gewühl von Leibern und Gliedmaßen. Eine schwarze, siedende Masse wogt auf mich zu, aus der sich weiße Zähne und schwarz-rote Gaumen wie Wellengekräusel an die Oberfläche heben. Kein Mensch kümmert sich hier um mich. Wo ist Milly? Ich arbeite mich in der schwarzen Flut wie ein Ertrinkender an dem Saxophontrichter eines Musikanten empor. Plötzlich bricht der Jazz ab, ich stehe allein mitten auf dem Parkett. Rollende weiße Augenkreise in schwarzem Rah-

mehr, was ich tue „Prohibitionisten!“ brüllte ich in den Saal. Ein höhnisches Gelächter gellt als Antwort in meinen Ohren Ich schwanke an den Barttisch, ziehe eine Zwanzigdollar-Note, um zu zahlen

„Old Chap“, grinst der Mixer, „wir haben kein Wechselgeld“. und läßt den Schein in seiner Tasche verschwinden.

„Halunke, gib das Geld heraus!“ Ein Schlag von hinten streckt mich nieder. Man umringt mich wie ein erlegtes Buschwild. Milly kauert neben mir und beißt verlegen in ihr Taschentuch.

Was jetzt folgt, ist mir bewußt. Zuerst werde ich hinter dem Schenktisch liegen, dann auf einem einsamen Vorstadtfeld gefunden werden. Ich will aufschreien, aber meine Zunge ist gelähmt. Der amerikanische Satansalkohol hat mich nieder gestreckt.

In diesem Augenblick betritt eine uniformierte Person den Raum. Ich erkenne den Polizisten aus der Fünften Avenue wieder. Hilfesuchend sah ich ihn an. Milly spricht erregt auf ihn ein. Der schwarze Beamte wehrt ab.

„Sie sind Agent einer weißen Schmugglerbande!“ beginnt er zornig. „Aus der Fünften Avenue habe ich Sie vor zwei Stunden weggejagt, aber hier haben Sie Ihre Spionage fortgesetzt. Sie bemühen sich vergeblich, mein Herr“, fährt er ironisch fort. „In Harlem arbeitet die schwarze Polizei mit den schwarzen Schmugglern zusammen, das sollten Sie wissen. Ins Auto!“

Die Kette von Mißverständnissen ist nicht mehr zu lösen. Ein wahnsinniger Schrecken überfällt mich. Man hat vergessen, meine Arme und Beine einzupacken. Rast der Wagen nach der Polizeistation oder auf die Vorortstraße. Die Eindrücke fliegen wie Fetzen an mir vorüber. Schließlich sitze ich vor einem schwarzen Polizeirichter. Bei Gott, ich habe keinen Rumpf mehr. Mein Kopf steht in einem Armsessel, und über die Kante eines Schreibtisches hinweg kann ich gerade in das strenge Gesicht meines neuen Peinigers sehen.

„Ihr Leugnen hilft Ihnen nichts“, beginnt er trocken, „der Indizienbeweis ist geschlossen. Sie sind des Mordes an dem Italiener Bellami überführt. Im Namen der Regierung des Volkes, für das Volk, durch das Volk . . .“

„Waas?“ will ich schreien und starre in sein gleichgültiges Gesicht. Bin ich wirklich zwischen die Räder zweier Schmugglerbanden geraten? Hat man mich in die Rolle eines berüchtigten Straßenräubers gesteckt, um mich an seiner Stelle zu verurteilen?

„Weg von meinem Kopf!“ kann ich jetzt mit einem Male brüllen, als man mir den Schädel zu rasieren beginnt, um die Elektrode des elektrischen Stuhles anschnallen zu können.

„Weg!“ schreie ich — und recke mich schwerfällig in den Armen meines violetten Plüschsessels auf. Durch die Kellerfenster strömt das Morgenlicht. Ein freundlicher Negerwirt geleitet meine ersten Schritte die Treppe hinauf.

„Wir wollten Sie nicht wecken“, sagt er mit einer unterwürfigen Service-Miene. „Empfehlen Sie uns bitte Ihren Bekannten, 134 East, 161 st Street.“

—⊡—

Ein Herbsttag

Skizze von Josef Robert Harrer.

Es war trostlos. Tag für Tag das gleiche Wetter, ein stiller Regen, der Wien in matte, graue Schleier hüllte. Selbst der Weg entlang des Donaukanals, den er so sehr liebte, machte ihm keine Freude mehr. Die Wellen gingen langsam, trübe, verdrossen. Und am Abend blickten die vielen Lichter, die sonst so übermütig mit dem Wasser spielten, müde wie Menschen, die lange eine leidvolle Arbeit tun mußten.

Da faßte er einen schnellen Entschluß. Er ging zu ihr und sprach: „Ditha, ich fahre morgen in die Berge. Ich bitte Dich, komm mit.“

Sie sah ihn erstaunt an. „Du bist komisch. Bei dem Wetter?“

„Ich halte es nicht mehr aus . . . Und vielleicht wird es doch schön. Komm mit.“

Und dann redete er noch eine Stunde auf sie ein. Und als ob ihn die Natur hätte unterstützen wollen, denn während er sprach und einen heißen Kopf bekam, sagte Ditha und sah zum Fenster hinaus: „Ich sehe einen Stern am Himmel . . . Gut, ich fahre mit.“ —

Es regnete zwar am nächsten Morgen noch, doch die Tropfen klopften so fein und kapriziös an das Fenster wie die Worte einer schönen Frau, die schon des Redens überdrüssig ist und einschlafen will.

Als die beiden zum Bahnhof kamen, ging ein leichter Wind durch die Straßen, ganz hoch am Himmel lag noch ein dünner Wolkenflor, der aber so ungefährlich war, wie das Drohen einer jungen Mutter, die ihrem verwöhnten Kinde eine Strafe in Aussicht stellt.

Diese Vergleiche sagte er ihr; und sie lachte.

„Warum vergleichst Du alles mit Frauen?“

Er blickte ihr in die Augen und sprach: „Weil Ihr alles in Euch vereinigt, weil ich überall ein Stück Eurer Seele ahne.“

So fuhren sie durch das Herbstland. Und je näher sie den Bergen kamen, desto froher wurde er.

Von Süden her wehte ein warmer Wind. Blau und greifbar nahe stand zur Rechten die Hohe Wand. Weiter ging die Fahrt. Von Payerbach aus grüßte er übermütig die Rax.

„Der Zug schleicht wie ein Trauermarsch oder wie ein Mädchen, das zum Rendezvous zu spät kommen will.“

Da neckte sie ihn. „Du meinst wohl mich?“

Er küßte ihre Hand und sprach: „Ich will nun eine Stunde lang keinen Vergleich mehr machen.“

Und er hielt es auch. Sprang ohne viel Worte in Breitenstein aus dem Zug und atmete so tief und lang, daß Ditha ängstlich sagte: „Laß mir doch auch etwas Luft übrig!“ — —

Sie gingen durch die Kalte Rinne. Die Polleros Wand sah ernst hernieder, fast furchterregend.

„Paß nur auf, Ditha, wenn wir oben stehen, wie bescheiden dieser Felslümmel wird.“

Dann kamen sie in den oberen Adlitzgraben. Durch die beschauliche Ruhe der Wälder, die links und rechts vom Wege emporstiegen, führte der Weg. Keine Menschenseele begegnete ihnen. Der Schrei eines Hähers, das Krächzen einer Krähe durchbrach bisweilen den Frieden.

„Die Natur weiß hier, daß heute Sonntag ist“, sagte Ditha.

„Hier ist immer Sonntag. Hier ist überhaupt keine Zeit, kein Unterschied. Hier geben die Tage dahin wie auf einem erdfernen Stern.“

„Oder wie die Tage einer verwöhnten Frau“, sprach Ditha lachend.

Da wurde er ernst.

„Eine verwöhnte Frau ist nicht wie die Natur, sie ist wie ein gepflegter Orchideengarten.“

Nun gingen sie schweigend weiter. Die Felswände kamen bis nahe an die Straße.

„Warum sprichst Du nicht?“ fragte Ditha.

Er sah sie lange an: „Ich liebe Dich.“

„Warum bist Du so feierlich? Mir wird unheimlich neben Dir.“

Da sprach er mit einem verhaltenen Glück in der Stimme: „Unheimlich? Mir wird immer heimlicher . . Aber jetzt kommt etwas Schönes. Dort oben ist die Falkensteinhöhle; die wird Dir gefallen.“

Sie schritten auf einem schmalen Pfad empor und standen bald am Fuße der Wände. Eine Holztreppe führte noch höher und droben blickte das schwarze Auge der Höhle in den Herbstnachmittag.

„Fürchtest Du Dich, Ditha?“

„Neben Dir nicht.“

„Bin ich Dir noch unheimlich?“

Ditha schüttelte den Kopf.

Sie stiegen über die Holztreppe und betraten die Höhle. Er hielt Ditha bei der Hand. Eng nebeneinander gingen sie langsam in das Dunkel, das ihnen entgegen starrte. Er fühlte Dithas Nähe wie noch nie und ein unendlich frohes Gefühl durchströmte ihn.

„Ditha, ich kenne eine Höhle, die viel, viel länger ist als diese und deren Dunkel tief ist wie eine Nacht. Würdest Du auch durch diese Höhle mit mir gehen?“

Sie standen am Ende der Höhle. Ein schwacher Schein des Tages drang zu ihnen und glänzte verstohlen auf dem nassen Gestein.

„Es wird immer ein wenig Sonne den Weg in unsere Höhle finden. So schwarz kann kein Dunkel sein, daß nicht meine Liebe uns leuchten würde. Willst Du, Ditha?“

Da lachte sie wieder und sprach: „Ich habe Dich ja geküßt. Brauchst Du noch Worte als Antwort?“ —

Und dann standen sie oben auf dem Sattel u. vor ihnen lag die weite Masse der Rax. Scharf schnitt die Linie des Bergrückens in den Abendhimmel, der hell und silbergrau emporragte. Zu ihren Füßen dehnte sich eine breite Wiese, auf die unzählige Blüten einen blaßvioletten Schimmer legten . . .

Das Gefühl der gegenseitigen Liebe hielt sie umschlungen. Sie sahen mit zuversichtlichen Augen in den nahenden Tod der Natur.

„Aber nun, Liebster, verzeih' mir, wenn ich in die Wirklichkeit zurück gehe. Doch mein Hunger ist schon sehr, sehr groß.“

Bald darauf saßen sie im Orthof, glücklich und froh . . .

„Warum hast Du in Wien nicht davon gesprochen?“

„Ich hatte Angst vor Dir, Ditha. Du warst mir zu fremd. Heute bist Du mir nahe gekommen, heute verstehe ich Dich. Bin ich dankbar, daß Du mit mir gegangen bist.“

Und er setzte sich an das Klavier und spielte eine Jubelmusik, daß die Töne durch die offenen Fenster in den Herbstabend klangen, weit bis in die Wälder, wo ewige Ruhe und ewige Freude wohnt, wo das Glück nur wartet, daß es vom Menschen geholt werde . .

— — Das war noch vor einigen Jahren.

Und jeden Herbst wieder kann man zwei selige Menschenkinder in der Gegend der Falkensteinhöhle sehen, jeden Herbst an einem friedvollen Abend kann man im Orthof die Jubelmusik hören.

—⊡—

Die Flucht

Skizze von Kurt Münzer.

Sie liebten sich seit dem Karikaturistenball, und obschon nichts fehlte: der ahnungslose Gatte, die neidische Freundin, das Junggesellenappartement — dennoch glaubte Dodo, das Beste entbehren zu müssen . War das nun Leidenschaft, was Leo für sie empfand? Die große Liebe, die kennen zu lernen man den ersten Besten heiratet; denn man muß Gattin sein, um dem Abenteuer zu begegnen. Sie liebten sich, ja, aber so was kannte sie schon. Wozu war wohl Leo fähig? Konnte er Opfer bringen, sich selbst verleugnen? Konnte er für sie das Ungeheure wagen, das Unmögliche versuchen?

So war denn Dodo, die alles hatte, unzufrieden. Mitten in der Seligkeit der Liebe packte sie ernüchternd die Frage: „Ja, was könnte er wohl aufs Spiel setzen für mich? Das alles kostet ihn nichts; es ist ihm Vergnügen und Freude. Aber wenn ich nun ein Opfer verlangte?“

Sie quälte sich mit Ueberlegungen, wie sie den Grad seiner Leidenschaft feststellen, die Tiefe seiner Liebe ausloten könnte.

Nun, es ergab sich sozusagen von selbst: In der Gesellschaft machten ein paar Entführungen von sich reden; Männer in Stellungen hatten ihre Zukunft aufs Spiel gesetzt, um mit einer Geliebten irgendwo ein neues Leben zu beginnen. Das ergriff Dodos Gemüt. Nun wollte sie sehen!

Und an einem herrlichen Maiabend trat sie in Leos Wohnung mit dem Ruf, dem Schrei: „Entführe mich! Fliehen wir! Ich ertrage es nicht länger, dieses Doppelleben tötet mich. (Ach, sie blühte, der Ehebruch war wie Tau und Sonne auf ihre knospende Schönheit gefallen und hatte sie wirklich beraufchend entfaltet.) Ich vergehe bei ihm, dem Ungeheuer. (Das war ihr Gatte, ein sanftes und ödsendes Schaf.) Ich habe meinen Schmuck, mein Konto, die Villa gehört mir. Wir können leben. Und Du wirst arbeiten. Für mich, unsere Kinder —“

Hier schluchzte sie auf, die Perspektive ihres Südseeinsellebens überwältigte sie.

„Dodo“, sagte Leo zärtlich. „Liebst Du mich auch genug? Bedenkst Du auch, was Du aufgibst?“

„Liebst Du mich?“ schrie sie. .

„Ewig“, sagte er schlicht. „Aber Du Dodochen?“

„Ewig“, sagte sie dumpf, wiederholte sie feierlich. Zum drittenmal ekstatisch: „Ewig!“ Er lächelte in ihren ausrasierten Nacken. Sie kam frisch vom Barbier. Es war wie Atlas. Nur das Allerweltsparfüm . . Leo war sechsundzwanzig, in der Fabrik seines „alten Herrn“, Zigarettenfabrik, die noch immer ging.

„Wann?“ flüsterte Dodo in seine zerstörte amerikanische Frisur.

Er überlegte. „Sonnabend mittag“, sagte er. Er kombinierte.

So faustes sie los, am Sonnabend um vier Uhr; Dodo hatte sich um zwei Stunden verspätet, weil ihre Kleider nicht in einem Koffer Platz fanden. Sie rief Leo an. Und der, der Entzückende, sagte: „Komm ohne alles. In Genf kaufen wir ein.“ —

Es sollte über Thüringen, durch den Spessart nach Heidelberg, Basel usw. gehen. Bis Weimar im Auto, um alle Spuren zu verwischen. Darum benutzte man auch nicht Leos großen Wagen, sondern ein kleines Auto mit einem verläßlichen, alten Chauffeur, der sie bis Weimar fahren sollte.

Der Gatte war seit Freitag in Hamburg, Tabak zu kaufen, und kehrte Sonntag mittag zurück. Achtundvierzig Briefe hatte Dodo von Mittwoch bis Sonnabend geschrieben, keiner war dramatisch, schmerzlich, großmütig märtyrerhaft genug. Zuletzt ließ sie nur ein paar sachliche Sätze zurück: „Ich verlasse Dich, ich fliehe mit dem Manne, der mich liebt und versteht, aus der Enge bei Dir in mein Glück. Später alles weitere. Auch ich konnte wahrscheinlich Dich nicht glücklich machen. Wir wollen einander vergeben. Leb' wohl. Bleibe gesund. — Dodo.“

Und nun sausten sie, unter blauem Himmel, in aufgrünenden Alleen, durch eine Welt, die sich wieder einmal verjüngt hatte. Sie sprachen zärtliche Sachen und waren ungemein aufgeräumt. Und es war mehr wie ein Ausflug als Flucht und Entführung.

Im sinkenden Abend erreichten sie Weimar, wollten aber idyllisch übernachten und fuhren weiter nach Berka . . .

Es war schon Nacht, als Dodo, ganz Schwärmerin geworden, begehrte, allein unter den Sternen zu wandeln. Sie mußte sich mit sovielen Gedanken abfinden. Solches schien ihr durchaus zu einer Entführung zu gehören.

Fünfzig Schritte vom Hotel war die Garage, dort saß ihr Chauffeur auf einem Bänkchen und schwärmte auch.

„Sie sind noch hier?“ fragte Dodo menschenfreundlich. „Sollten Sie nicht schon heut wieder nach Berlin zurück? Ist es zu spät geworden?“

Der Brave hatte sich erhoben. „Aber nein,“ sagte er in seiner Einfalt, „der Herr wollte ja, daß ich bleibe. Er meinte, gnädige Frau würden wahrscheinlich morgen den Wagen zur Rückfahrt brauchen.“

Da stand Dodo . . .

Nun, sie hatte Impulse und Energien. Fünf Minuten stand sie stumm. In der sechsten sagte sie: „Haben Sie Benzin genug? Ja? Dann wollen wir gleich fahren. Ich werde nicht bis morgen warten. Los!“

Und wie sie war, stieg sie in den Wagen, hetzte den Chauffeur, kam um sieben Uhr früh — nach einer Panne — in Berlin an, zerriß den achtundvierzigsten Brief und ging zu Bett . . .

—⊡—

O Dulcis mons

Skizze von der Weinlese an der Mosel

von Ragnhild Svenssen.

„Hallo, Klas, schläfst Du? Hol' über! Klas! Klaaas!“ Die Stimmen der Winzerinnen vergingen in Kichern und Lachen. Sie hatten die schweren Körbe mit dem duftenden Inhalt vor sich auf den Boden gestellt und banden die Kopftücher ab. Die Kühle der späten Oktobernacht strich ihnen durchs Haar, und die Feuchte der Mosel glättete alle widerspenstigen Locken. So standen sie, die dunkelbrau gebrannten Mädchen, und warteten auf Klas Peters, daß er mit dem Kahn herüber komme vom anderen Ufer und sie mitsamt den Traubenkörben über die Mosel in das Heimatdorf Dusemond fahre. Mit wohlgefüllter Kiepe kletterte hinter ihnen der alte Peters über die Schiefer. Unter seinen dichtgebuschten Brauen spähten klare Augen über das Wasser. Er zog die Stirn kraus. Saß der Bengel etwa wieder drüben und träumte? Dem dummen, weggelaufenen Mädel, der Lisbeth, nach?

Wilhelm Peters legte zwei Finger an den Mund und pfiff. Die Mädchen kicherten und stimmten ein Lied an. Es klang verklärt und veredelt, vielmals von sanftem Echo wiedergegeben über die still gewordene Mosel.

Klas Peters hörte Pfiff und Lied. Er kannte seinen Vater. Er warf die Stange ins Wasser und ruderte zum anderen Ufer.

„Huh, ist das schon kalt!“ klagten schauernd die Mädchen und fuhren sich mit beiden Händen über die festen, nackten Arme.

„In der Sonne ist's noch warm. Aber man merkt den Oktober. Es geht auch zu Ende mit den Trauben.“

Unter dem scharfen und klaren Blick des alten Peters half Klas, die Körbe und Kiepen in den Kahn zu verstauen. Er spürte die Hand der braunen Mathilde wiederholt an der seinen Es tat ihm weh, daß sie ihn so umwarb.

Der Kahn stieß in den milden, schwebenden Flußnebel. Die Lichter von Dusemond flimmerten durch die beginnende, eisigkühle Nacht. Ueber dem Wasser wurde der Duft der Trauben stärker. Ach, die Trauben vom Brauneberg, vom römischen „Dulcis mons“; sie besonders hatte die Lisbeth so geliebt. Im vorigen Jahr noch stand sie mit ihm im Wingert, scherzte und lachte und trieb ihr neckisches Spiel mit ihm. War das süß gewesen, wie sie ihm die schwere Traube über das Gesicht baumeln ließ und er Beere um Beere abhaschen mußte mit dem Munde . . Und in diesem Frühjahr war Lisbeth fortgegangen, nach Köln, weil ihr die Bauernarbeit und der Weinberg zu viel wurden, weil sie einmal einen Stadtherrn heiraten wollte. da brauche sie nicht so schwere Arbeit zu tun.

Der Vater wußte wohl, wie Klas litt. Ihn dauerte der Sohn. Aber er mußte erst hindurch, der Junge, wollte er in sich selbst erstarken. Da konnte keine fremde Hand, kein fremdes Wort helfen, auch der Vater nicht

„Hör Klas,“ sagte der alte Peters, als die Mädchen kichernd und singend mit der goldenen Last weitergegangen waren, „möchtest Du nicht heute nacht die Woche tun am Brauneberg? Auf den hat es einer abgesehen. Mehrere Stöcke, die mit den schwersten Trauben, hat man abgebrochen.

Klas sagte freudig zu Jetzt, im Herbst, da die Trauben reiften, war die Erinnerung an das geliebte Mädchen wieder besonders stark. Auch belästigte ihn die Schäntuerei der Mathilde, die an der Traubenmühle wieder um ihn scharwenzen würde.

„Um zehn schick' ich Dir den Christoph mit ein paar handfesten Butterbroten und einem Krug Most.“ verhieß der Vater, nahm seine Kiepe und ging seines Weges.

Eine Weile noch saß der junge Peters im Kahn und sah dem Alten nach, der gebeugt und arbeitsam seine schwere Last trug. Es wäre Zeit gewesen, daß junge Kräfte den Weinberg übernahmen. Es mußte wieder eine Frau ins Haus, seit die Mutter gestorben. Der Vater meinte, es könne die Mathilde sein. Nein nicht die Mathilde, die nicht! Der Klas stieß seine Stange an den Grund, daß der Kahn in die immer dichter werdenden Nebel zum anderen Ufer flog, zum Rebenhang des Dulcis mons. Vier Meter vom Ufer war die Mosel am tiefsten. Da hatte erst kürzlich ein Zigeuner sein Leben lassen müssen. Gefährlich war die Stelle, Klas kannte sie. Wenn man — Klas schauderte im Gedanken daran — da hinein geriet, wenn man so ganz sang- und klanglos unterging? Die Lisbeth kam ja doch nicht wieder!

Aus Dusemond und den nahen Dörfern kam Tanzmusik. Die Weinlese wurde gefeiert. Da ging es hoch her, der frische Most floß in Strömen und erhitzte die Köpfe. Heididelbumm — — heididelbumm — — Klas hörte deutlich Fische-Dörres' verstimmte Klarinette. Er lachte auf, Liesbeth hatte sich geschüttelt vor Lachen über Fische-Dörres' alte Klarinette . .

Klas Peters trieb der Unglücksstelle zu. Die Stange hatte er eingezogen. Eine seltsame Weihe lag über seinem schmal gewordenen Gesicht. Wie schön die Nacht war! Die Umrisse des Dulcis mons zeichneten sich in den blassen herbstlichen Himmel. Der Vater, der alte Vater, ach, egal — —

Da kam der Schrei. Von der halben Höhe des Brauneberges gellte er in schrillem Entsetzen. Was war das für ein Schrei? Ein Schrei aus weiblichem Munde auf dem um diese Zeit sonst leeren Brauneberg?

Die Stange flog ins Wasser. Mit wenigen Stößen hatte Klas das Ufer erreicht. Mit der Behendigkeit des gewohnten Weinbergarbeiters klomm er über die Schieferplatten. Höher, höher, halt! Da schlich einer durch die Gänge!

„Wer ist denn da?“ donnerte Klas mit seiner gewaltigen Stimme. Die Gestalt stand still. Ob aus Entsetzen oder freudigem Entzücken konnte Klas nicht feststellen.

„Hier wird nicht geräubert!“ Klas war nur noch wenige Schritte von der fremden Gestalt getrennt.

„Ich bin's“, kam es verzagt zurück.

Der Klas glaubte, es schlüge ihn einer gegen die Schiefern. „Du? Liesbeth?“

„Ja, ich, Klas!“

„Also die Liesbeth!“ rang es sich dem Klas vom Munde. Er glaubte, er müsse einen Schrei tun, wenn er nur die Lippen öffnete. „Bist Du — zu Besuch — gekommen —?“

„N — ein! Das nicht!“

„Hast Du eben geschrien im Berg?“

„Ja, eine Eule hat mich so erschreckt.“

Sie setzte sich auf eine ausgetretene Treppenstufe. „Was bin ich müde — und Durst hab' ich!“

Klas bückte sich, brach sorgsam die schönste Traube vom Stock und legte ihr, da sie die gefalteten Hände nicht löste, in den Schoß. Aber Liesbeth starrte auf die Trauben und rührte sie nicht an mit ihren rauhgearbeiteten Fingern.

„Willst Du von mir nichts nehmen?“ fragte Klas tiefer. Er riß die Traube hoch und zerquetschte sie in der Faust. Das brach den Bann. Liesbeth schnellte auf und bettelte unter rinnenden Tränen: „Gib doch! Gib sie doch her!“

Schon reute ihn seine Heftigkeit. Er brach [illegible] Dolde, drückte Liesbeth auf ihren Sitz zurück und hielt ihr die duftende Frucht über das Gesicht. „Bist doch müd'“, bat er, „kann ich Dich nicht auch füttern?“

Sie nippte die Trauben von den zarten Stielchen, und der Traubensaft vermischte sich mit den bitteren Tränen, die ihr über die Backen bis in den Mund kollerten.

„Siehst Du, das war es! Die hab ich nicht vergessen können! Und wenn ich in Köln vom Brauneberg gesprochen habe, da schauten mich die Leute an und beneideten mich, daß ich immer da unten sein könnte, wo sie sich die Sommerfrische wünschten. Und wie die Weinlese kam, da habe ich es nicht mehr ausgehalten — — da habe ich gedacht, wie Dir die Mathilde das läppische Ding, wieder an den Hals fliegen würde — — und das — — das konnt' ich nicht ertragen — —“ Die Traube flog in weitem Bogen in den segenstrotzenden Wingert. Mit einem Juhschrei riß der Klas sein Mädchen in die Arme.

„Also der Dulcis mons — — hat Dein Wiederkommen fertig gebracht?“

„Nein,“ sagte Lisbeth, „Du!“

—⊡—

Wangsing

Chinesische Skizze

Von Wilhelm Carl - Berlin.

Auf dem Wartturm des hoch gelegenen Klosters Tsimikiao stand der junge Flutwächter Wangsing und sah hinaus in die schimmernde Weite Tief unter ihm, hart am Fuße des Klosterberges, lag das trockene, mit Geröll und rund geschliffenen Steinen übersäte Flußbett des Tseho Wohl tausend Meter reckten sich die beiden Ufer auseinander, und die große Straße von Tsingtschoufu verlor sich in der Sand- und Steinwüste des ausgedörrten Strombettes. Die Spuren der Fußgänger, Tiere und Wagen verwehte der Wind, der mit dem fein zerriebenen Sand sein Spiel trieb. Erst hundert Meter jenseits des Flusses am Klosterhang, fanden sich die Fährten von Mensch und Vieh wieder dichter zusammen, und die große Straße nahm ihren Fortgang.

Weit drüben im Mittag schimmerten die Westberge mit ihren Zinnen und Zacken herüber, zwischen denen es noch braute und brodelte, während die Luft über dem Flußbett bereits wieder im Sonnenschein flimmerte. In den Westbergen war vor wenigen Minuten ein schweres Gewitter niedergegangen, und Wangsing stand bereit, die Alarmglocke ertönen zu lassen, sobald die Wassermassen sich im Flußbett zeigten. An den schroffen Hängen und himmelhohen Wänden der Westberge gedieh weder Baum noch Kraut. Oeffnete der Himmel hier seine Schleusen, so stürzten die Wasser in rasendem Lauf zu Tal. Aus tausend Rinnen und Schründen sammelte sich in wenigen Augenblicken ein gewaltiger Strom. Als meterhohe Wasserwand rauschte er mit unwiderstehlicher Kraft und mit der Geschwindigkeit eines galoppierenden Pferdes hinaus in das flache Land, alles mit sich reißend, was sich ihm entgegen stellte. Wehe dem Wanderer im Flußbett, wenn die Wogen um den Klosterberg brausten!

Vor mehr als dreihundert Jahren entrann der reiche Oelhändler Liu Wentschang mit knapper Not dem nassen Tod im Flußbett und stiftete das Klösterlein auf Bergeshöhe der milden Göttin Kuanyin zu Ehren. Seitdem stand dort ein Wächter von Tagesanbruch bis zur Dämmerung und öffnete der Glocke den erzenen Mund, wenn die Wolken in den Westbergen sich schoben und stauten und Hochzeit hielten zwischen Fels und Schlucht. „Bam, bam, bam-bam!“ — Rette sich, wer kann! — rief ihre brüchige Stimme weithin über Tal und Strombett, und im Augenblick räumten Mensch und Tier die gefährliche Steinwüste.

Wangsing spähte scharf nach dem Westen, doch nichts Weißes zeigte sich im fernen „Brodelloch“, wo die Flut zuerst als Gischtwölkchen auftauchen mußte. Langsam wandte er den Blick nach Osten. Dort, zum Greifen nahe, lag sein Heimatdörfchen Siwangoutsikuang, und am Dorfestrande, nahe dem „Krötenteich“ duckte sich das windschiefe Häuschen seiner Jugendgespielin, der kleinen Hianlian, unter einen uralten Maulbeerbaum. Heute war der Tag, an dem der Fellhändler Hung sie heimholen wollte in sein Haus jenseits des Flusses. Ha! War das nicht zum Rasendwerden? Dieser elende Dickwanst mit dem Hundegesicht besaß bereits drei Frauen und begehrte nun auch noch sein Täubchen, seine liebliche Lotosblume. Dreihundert Taels Silber hatte er der Mutter gegeben, und diese alte Megäre verkaufte dafür das Glück ihrer Tochter. Als vor einigen Tagen die Heiratskontrakte ausgetauscht wurden, ließ Wangsing alle Hoffnungen fahren, floh auf den hochgelegenen Tempel und übernahm das Amt des Flutwächters. Hier hatte er Zeit, sich seinem Schmerze hinzugeben. Der reiche Fellhändler lachte, als man es ihm berichtete. —

Wangsing hatte den Wahrsager gesprochen, der den Hochzeitstag festgesetzt. Der heutige Tag sollte ein besonderer Glückstag sein, für das Brautpaar und auch für Wangsing. O heilige Einfalt! War es ein Glück, zusehen zu müssen, wie der andere die Braut heimführt?